

Halleische Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Sonnabend 23. Februar 1875.

Berliner Bureau: Berlin C, Schildstraße 8.

Telegramme.

23. Febr. Die „Alln. Bl.“ veröffentlichen die wichtigsten Mittheilungen... (rest of the text in this column)

Wien, 23. Februar. Der Magistrat beschloß in geheimer Sitzung... (rest of the text in this column)

Wien, 23. Februar. Der bei der Gräfin Karolaj jüngst... (rest of the text in this column)

Triest, 23. Februar. Ein kaiserlicher Befehl ordnet an... (rest of the text in this column)

London, 23. Febr. Das parlamentarische Komitee... (rest of the text in this column)

Konstantinopel, 23. Februar. Das Generalkomitee der vereinigten... (rest of the text in this column)

Konstantinopel, 23. Februar. Die ägyptische Frage wird von... (rest of the text in this column)

Mailand, 23. Februar. Clerud, Arbeitsmangel und Auswanderung... (rest of the text in this column)

Moskau, 23. Februar. In einem Interview eines Journalisten... (rest of the text in this column)

Moskau, 23. Februar. In einem Interview eines Journalisten... (rest of the text in this column)

Moskau, 23. Februar. In einem Interview eines Journalisten... (rest of the text in this column)

Moskau, 23. Februar. In einem Interview eines Journalisten... (rest of the text in this column)

Berechtigungen!

Die große Strafenminderung, welche die Berliner Land... (rest of the text in this column)

Der industrielle Unternehmer kann, sofern eine ungünstige... (rest of the text in this column)

Der industrielle Unternehmer kann, sofern eine ungünstige... (rest of the text in this column)

worbene Brands mit einer anderen zu verkaufen, o trägt auch... (rest of the text in this column)

Der Industrielle sein Betrieb intensiv erweitem, er muß sich... (rest of the text in this column)

Da aus folgt, daß in schlechten Zeiten der Landwirth mehr... (rest of the text in this column)

Da jedoch unbedacht der Wirthe, die ein allgemeiner... (rest of the text in this column)

Der Industrielle aber sieht nach einer anderen Richtung hin... (rest of the text in this column)

Gerade darin, daß die Industrie diesem Theil der Arbeiterbe... (rest of the text in this column)

Streit ist auch angedeutet, weshalb industrielle Arbeiterkassen... (rest of the text in this column)

Wenn auch die Gegner der Landwirtschaft und der Industrie... (rest of the text in this column)

Bon unzutreffender Seite wird dem Hamburger Nationalkongress... (rest of the text in this column)

Das dort, wie die „Nor. b. A. f. g.“ hört, angenommen... (rest of the text in this column)

Der Kaiser begab sich Donnerstag Abend 8 1/2 Uhr nach... (rest of the text in this column)

Bon unzutreffender Seite wird dem Hamburger Nationalkongress... (rest of the text in this column)

Der Kaiser begab sich Donnerstag Abend 8 1/2 Uhr nach... (rest of the text in this column)

Bon unzutreffender Seite wird dem Hamburger Nationalkongress... (rest of the text in this column)

Der Kaiser begab sich Donnerstag Abend 8 1/2 Uhr nach... (rest of the text in this column)

Bon unzutreffender Seite wird dem Hamburger Nationalkongress... (rest of the text in this column)

Der Kaiser begab sich Donnerstag Abend 8 1/2 Uhr nach... (rest of the text in this column)

Bon unzutreffender Seite wird dem Hamburger Nationalkongress... (rest of the text in this column)

Der Kaiser begab sich Donnerstag Abend 8 1/2 Uhr nach... (rest of the text in this column)

Bon unzutreffender Seite wird dem Hamburger Nationalkongress... (rest of the text in this column)

Der Kaiser begab sich Donnerstag Abend 8 1/2 Uhr nach... (rest of the text in this column)

wesentlich im Interesse der Landwirtschaft in den östlichen... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Der Minister von Koelliker hat sich am Donnerstag... (rest of the text in this column)

Preussischer Landtag.

Wenn das Centrum beabsichtigt hatte, bei dem Beginn der Beratung des Kultusgesetzes im Abgeordnetenssaal eine Resolution zur Erklärung des Abgeordneten zu dem Zweck der Kulturamtsaufhebung zu erlassen, so hat es einen Mißerfolg hinter sich. Sein Hauptredner H. v. Dausen- berg ließ alle die betananten Klagen über Hinterziehung der schulpflichtigen Kirche und der Katholiken erhören, klagen, die sich wie immer, als Herausforderungen anbot, aber das ihm blieb dem Verhältnissen gegenüber. Der nationalliberale Abgeordneter Dr. Dörfel äußerte sich über die Verdrängung eines bestimmten Falls hinsichtlich der Hauptberichterstattung der Abgeordneten (frei) Vereinerung) eine nach einer kurzen Bemerkung über die geschlossene Schulpflicht in den akademischen Hilfslehren über, und so wäre von einem Monolog des Centrum, aus dessen Mitte aus noch freier Hand eine Resolution herbeigeführt worden, wenn nicht der Kultusminister Dr. Dörfel den kirchlichen Ansprüchen und Beschwerden entgegengegriffen wäre. Der Minister machte kein Bild von seiner Ueberzeugung, daß die ungeliebten Klagen über Zurücksetzung, die erheben die Forderungen nach Revision des kirchlich- politischen Gesetzes den konfessionellen Frieden gefährdeten, statt ihm zu dienen. Der Minister konnte sich darauf besinnen, daß die Regierung mit den Bischöfen in diesen Einvernehmen lebe, mit welchem Hinweis er die rein politischen Charakter der Centrunsoptionen gemeinschaftlich kennzeichnete. Obwohl die Behauptungen über Zurücksetzung katholischer Beamten ebenso heftig waren wie bei allen früheren Verhandlungen, unterlag sich der Minister abermals, nicht ohne auf die beiden Minister katholischen Bekenntnisses hinzuweisen, ihrer Ueberzeugung. Die Unbekantheit eines politischen Abgeordneten brachte Dr. Dörfel in die Lage, seinen Sprach- erhalt dieser Nationalität gegenüber verteidigen zu müssen, während das theokratische Verhältniss einen deutschen Angriff in dieser Richtung als das Natürliche erscheinen lassen konnte. Die Sitzung schloß mit Bewilligung des Gehalts des Ministers.

Abgeordnetenssaal.

26. Sitzung am 22. Februar 1895.

Eintragungen sind nur Anträge Vassen, Johannsen (Dänen) betreffend die deutsche Sprache in den norddeutschen Provinzen und die Veneration der feldmarschalck-heiligen Gemeinde.

Das Tages beginnt die Beratung des Kultus - Stat. Bei dem Entschluß-Titel „Evangelischer Kultus“ wünscht Abge. Strömberg (E.) eine genaue Darlegung über die Verhältnisse des Evangelischen Kultus.

Kultusminister Dr. Dörfel: Eine Darlegung über die Ver- anstaltung des Kultus ist ohne ein Eingehen auf die rechtlichen Verhältnisse nicht möglich; diese aber sind so komplizierter Natur, daß eine Darlegung derselben bisher nicht fertig zu stellen war.

Nachdem noch Abge. Brandenburg (Centrum) und Dr. Sallier (N.) das Verlangen des Abge. von Strömberg unterstützt haben, werden die Angelegenheiten zu erledigen.

Bei dem Ausgehenden Ministergehalt behauptet H. v. Dausen- berg (St.) darüber, daß die katholischen Angelegenheiten in Preußen von einer Centralbehörde geleitet werden, die seit un- glücklich als Protokollanten beisteht. Auch sämtliche Oberpräsidenten seien Protokollanten. (Aufst. redakt. Protokollanten, Protokollanten.) Dagegen kein Mangel an Protokollanten bestiehe, so denn frei werdende Stellen, die bisher mit Katholiken besetzt waren, mit Protestanten besetzt. Es schaffe dies große Beunruhigung im Lande, die wiederum würde, wollte man nach den Grundrissen der Parität verstehen. Man möge die noch vorhandenen Klährände des Kulturamtes verschwinden lassen, durch welche sich die feld- marschalck-Bewaffnung in ihrer Freiheit bestiehe. Die Grund- ründe von Anstaltsverhältnissen, Schulen etc. sowie bei Anwendungen von Mitteln an öffentliche konfessionelle Anstalten würden die Katholiken zurückgezet. Auf dem Gebiete der Schule hat sich ja Vieles ge- bessert, nachdem dieselbe 75 Jahre lang Verbotstation für alle mög- lichen Dinge war. Aber die staatliche Schulpflicht bringt heute noch manche große Anhaltlichkeiten für die Kirche mit sich, die der Minister nicht hätte beabsichtigen wollen, wenn er das von der Mehrheit des Hauses so dringend gewünschte Schulgesetz vorgelegt hätte. Ueber den Religionsunterricht braucht der Staat keine Rücksicht zu haben, wenn nicht über den katholischen. Was wir verlangen, ist nur Gleichheit. Die Regierung soll nicht eine Straße auf Kosten der andern schaffen. Das kann durch keine Konfessionen muß mit christlichen Beifassen ausgeschlossen werden.

Kultusminister Dörfel: Mit dem letzten Sage bin ich vollständig einverstanden. Wenn die Fälle der Beschwerden über mich herein- bringen, dann können ich und meine neben mir findenden Mitbe- weiser die drei Minuten im letzten Fern; ich will nur sagen, daß wir mit jeder Satz davon kommen, obwohl es schwer halten wird. Denn es wird nichts weniger verlangt, als ein durchgehende Revision der ganzen Gesetzgebung; ob aber die Fortführung solcher Angelegenheiten dem Frieden dient, das mag dahingehend bleiben. Mechanische Parität ist unmöglich, der Vordruck verlangt sie aber gewissermaßen doch für das Ministerium, insofern alle konfession- elen Angelegenheiten von Katholiken bearbeitet werden, wenn auch in- gleiche Stufen derselben beisteht. Wenn ein besonderes katholisches Ministerium vorhanden wäre, würde die Sache vielleicht bequemer gehen; aber wir haben nicht das Recht, sondern nach sach- lichen Gründen zu arbeiten. Seit dem vorigen Jahre haben die einen katholischen Ministerpräsidenten, einen katholischen Kultus- minister und einen katholischen Kultusminister (Große Mehrheit) oder vielmehr katholischen Oberpräsidenten. Das die höheren Beamten nicht in größerer Zahl Katholiken sind, liegt an verschiedenen Ursachen. Die Katholiken befinden im Verhältnis weniger die höheren Schulen, als die Evangelischen, die Letzteren werden noch nicht der Unterseite bereitet. Während auf den höheren Schulen statt etwa 36 p. h. nur 27 p. h. katholischer Schüler vorhanden waren, sinkt die Zahl der katholischen Absolvierenden auf 24 p. h. und der katholischen Studenten abgehen von den Theologen, auf 15 p. h. Evangelische Tendenzen können dabei nicht maßgebend sein, denn in Preußen finden sich die besten Einrichtungen. Die Unterrichtsverwaltung hat auch nichts gegen die Gründung kon- fessioneller höherer Berufsanstalten; freilich nehmen die höheren Schulen meist einen interkonfessionellen Charakter an, weil die Stadtgemeinden einen solchen verlangen. Die Regierung lebt mit den Bischöfen in Frieden; wir machen bezüglich der Dispensationen wegen der Vor- zugsung der Geistlichen keine Schwierigkeiten; die Dispensationen gehen mit den kirchlichen Behörden. Etwas zu kritisieren, würde nur den konfessionellen Frieden gefährden, während wir jetzt den modus vivendi gefunden haben, aus auf dem Gebiete der Schule. Ueber den Religionsunterricht bestimmen dem Inhalte nach die kirchlichen Anstalten, mit denen eine Vereinbarung er- stellt ist. Sollte ich hier eine Veränderung beabsichtigen, dann hätte ich den Antrag. Die katholischen Geistlichen sind in immer größerer Zahl in die geistlichen Anstalten geordnet; nur einzelne Geistliche, die besondere Eiferungen hatten, werden davon zurückgehalten. Bezüglich der Ver-

meingewöhnung sollte man die Gemeindeverwaltung beteiligen in den Fällen, wo es möglich ist. Den Mittelschulen können wir den letzten Rest von Reichthum, den sie noch haben, nicht entziehen. Daher Sie uns also die Rämpe möglichst wegschaffen und den Frieden fördern. (Beifall.)

Abge. Sande (N.) widerspricht der Behauptung Dausenbergs, daß bei der Verlegung der nachgehenden Wiederholung katholischer Oberpräsidenten in Kreuznach unparitätisch verfahren worden ist. Es seien da lediglich finanzielle Schwierigkeiten ausschlaggebend ge- wesen.

Abge. Febr. von Bremeran (N.): Wir verlangen nicht Wohl- wollen eines einzelnen Beamten, sondern gezielte Garantie unserer Rechte. Vor Allem hat sich der Staat nicht in unsere kirchlichen Angelegenheiten einzumischen. Wenn sich der Staat unser Vertrauen erwerben will, so muß er uns Vertrauen entgegenbringen. Aber die Art und Weise, in welcher unsere Drohredenverleugungen, unsere Schulden und Anstalten beunruhigt werden, läßt auch kein Wohl- wollen für uns erkennen. Der Minister möge keine Reden des Kultusamtes, die uns höchstens Bestimmung bringen und die unteren Instanzen angehen, daß sie uns gegenüber Verantwortlich- wasser lassen. (Beifall im Centrum.)

Abge. Dr. v. Jagdschiff (Pol): In den polnischen Landes- theilen wird die diskontinuirliche Behandlung der Katholiken be- sonder schwer empfunden. Man genehmigt uns keine Drohredenverleugungen und die Schulunterrichtsrechte gestiftet sind in unserer Nation unter- trennt ein. Der Minister-Entschluß, wonach in den Mittelschulen poli- tische Fächer und Schreiner-Entschluß ertheilt werden sollen, um den Religionsunterricht in polnischer Sprache erfolgreich zu machen, ist durch die Art seiner Ausführung fast illusorisch gemacht.

Kultusminister Dr. Dörfel: Ich bedauere, daß es gegenwärtig nicht an der Zeit ist, Kultusamtsfragen weiter aufzuwerfen. Die für Polen getroffenen Maßnahmen waren durch politische Rücksichten geboten. Wir können keine Drohredenverleugungen genehmigen, die verstoße politische Nation treuen. Der Spracherhalt sei in dem Sinne ausgeführt worden, in dem er erlassen ist; den betreffenden Kindern polnische Sprachunterricht zu geben, dazu liegt keine Ver- anlassung vor.

Abge. Dr. v. Jagdschiff hält seine Beschwerden aufrecht. Ohne polnischen Sprachunterricht sei in den polnischen Landestheilen kein erfolgreicher Religionsunterricht möglich.

Kultusminister Dr. Dörfel: Ich bedaure, daß sich der Gegenstand zwischen polnisch und deutsch jetzt weiter so verwickelt haben könnte als bei der Zeit, die Kultusamtsfragen weiter aufzuwerfen. Die für Polen getroffenen Maßnahmen waren durch politische Rücksichten geboten. Wir können keine Drohredenverleugungen genehmigen, die verstoße politische Nation treuen. Der Spracherhalt sei in dem Sinne ausgeführt worden, in dem er erlassen ist; den betreffenden Kindern polnische Sprachunterricht zu geben, dazu liegt keine Ver- anlassung vor.

Abge. Auercke (fr. P.) verteidigt die staatliche Schulpflicht und wünscht Vermehrung der ordentlichen Lehrstellen an den höheren Realschulen. Die elendschmerzlichen Schulen seien jetzt ungenügend besetzt, bei ihr Lieberer Sozialdemokratie Lager zu beschriften ist, wenn man ihre Lage nicht bessere. (Widerspruch.) Kultusminister Dr. Dörfel: Konstatirt demgegenüber, daß diese Lehrer noch mit ihnen besetzt seien. Der Titel Ministergehalt wird genehmigt. Morgen: Weiterberatung.

Deutscher Reichstag.

Im Reichstag folgten sich bei der Fortsetzung der Be- ratung zu der Tabakfabrikfrage vier Redner aus Südwest- deutschland, deren Nachbarkreis jedoch keineswegs eine Ueber- einstimmung in dieser Frage mit sich bringt. Während der badische Pfälzer Dr. Barmann (nat. lib.) die Vorlage in längerer Rede maßvoll in drei Absätzen enthielt, beschränkt und der Westfälische Gelehrte und Volksg. hinsichtlich der Entschuldigungs des Reiches und die beschränkt die Pfälzer Abgeordneter (Reichspartei) für seine Verdon den Centrun mit unverschämter Benützung und fand der zwar in rechtschreitlichen Lager gewählt, aber aus der Hof- ge- gebirg und dort lebende Abge. Schäbler gute Seiten an dem Centrun. Dr. Schäbler, in seinem Neupfer den Typus eines ungenügenden, wohlweislichen und wohlgeleiteten katholischen Landparlaments, ist einer der langjährigsten, aber auch der härtesten und verständlichsten Redner im Hause, der sich deshalb im Hause und bei den Stenographen gleicher Beliebtheit erfreut. Der letztere Redner war deshalb die größte Aufmerksamkeit auf sich, weil er in seinem Antritt eines Theiles der Centrunspartei sprach, der sich zwar auf die vorliegende Form des dem Redner persönlich sympathischen Einwurfs nicht schließen will, aber eine Vermehrung der Einkünfte aus dem Tabak wünscht. Dr. Schäbler, der gelegentlich das in Anbetracht seiner paritätischen Ein- stimmung, konfessionsunabhängig macht, man werde sich über die Verhältnisse des Reiches nicht einmal zur Reichs- erhebelsteuer freuen müssen, gab die Aufmerksamkeit einer Ordnung der finanziellen Beziehungen des Reichs zu den Ein- künften rückhaltlos zu. „So wie es ist, kann es nicht bleiben.“ Abge. v. Hammerstein (konf.) begründete in seinem und eines Theils seiner Freunde Namen einen ablehnenden Standpunkt. Der nationalliberale Abgeordnete Brünning steht der Vorlage freundlich gegenüber, ebenso Schulz-Pyly (Reichsp.) und Schneider (frei. V.) lehnte sie eben- falls verständlich ab, wie der Sozialdemokrat von Elm. Bemerkenswerth war das Auftreten des meinigen Staats- ministers Dr. Heim, der den Reichstag scheinlich hat, sich der Noth der kleinen Staaten zu erbarmen und ihnen endlich möglichen Verdungmittel für die Reichsausgaben zu er- möglichen.

44. Sitzung am 22. Februar 1895.

Die Beratung der Tabakfabrik-Vorlage wird fort- gesetzt. Abge. Barmann (N.): Ein Theil meiner Freunde und ich schick sind nicht der Ansicht, daß, wie die Militärvorlage bewilligt hat, nun auch die Tabakfabrikvorlage annehmen müßte. Schon bei Beratung der Militärvorlage wurde ja darauf hingewiesen, daß deren Kosten eventuell durch höhere Naturalbeiträge zu decken seien. Vorliegende Entwurf wird aber von Allen der Vorlage, daß jene Kosten auf den leistungsfähigsten Schulen gelegt werden sollen. Wie die Forderung gefahrt ist, wird sie hauptsächlich den ärmeren Theil des Tabak konsumierenden Publikum, sowie auch die kleinen Produzenten und die Arbeiter treffen. Zur Deckung der Kosten der Militärvorlage bedarf es auch gerader der Tabakfabrikvorlage. Weshalb beschneide man nicht den Weg der direkten Reichsteuer? Daß die Erhebung der Vorlage einen starken Kontum-Verschlag zur Folge haben würde, ist sicher, denn eine Mehrerhebung von 30 Millionen Mark würde das reichliche Publikum nicht tragen können. Die Vorlage würde eine Konopolisierung des Tabakhandels in wenigen Händen im Ge- folge haben und so der Einführung des Monopols Vorhand leisten. Auch sieht der Vorlage das Bedenken entgegen, daß die Fabrik- steuer hier bei kleinen Stückem enormer sein, wobei das Tabak- gewerbe doch nicht zur Ruhe kommen würde. Daran, daß umfang- reiche Arbeiter-Erlassungen stattfinden würden, ist nicht zu zweifeln. Und dieses Unglück wird um so größer sein, als es

bei den jetzigen Verhältnissen sehr schwer sein wird, für die Ent- lassenden irgend wo anders unterzukommen. Und nun die Werbung zu der kleinen Betriebe? Die großen Betriebe wird die Steuer nicht schaden, um so mehr den kleinen. Wird die Vorlage Gesetz, so wird eine Reihe von Grütlern fort aufstehen, und das wird ein besseres Leben, als das innerhalb der Tabakfabrik ein ununterbrochenes Aufstehen der Grütlern von unten nach oben, von Arbeiter zum kleinen hausindustriellen Unternehmer, stattfinden. Die Tabakfabrik- steuer würde unseren Tabakbau ebenbürtig schädigen, wie es gewiß ist, daß der Verbrauchs-Ausgang ebenbürtig den inländischen Tabak treffen würde. Zu beachten ist auch, daß auf Kosten unserer inländischen Landwirtschaft der Verbrauch aus Getreiden und von fremdländischen Mehlstoffen in kleinen Provinzen zunimmt. Zur Ergänzung von Mehrerhebungen aus dem Tabakbau habe ich nur den Weg einer Follerhöhung für geeignet. Auf diesem Wege bin ich auch mitmüthig bereit.

Abge. Dr. Schäbler (Konf.) lehnt eine Mehrerhebung ab, weil er an der Gerechtigkeit einer Mehrerhebung zweifelt, weil er für den Forderung der Reichs-Verantwortung nicht absteht. Wenn Abg. Graf von Helldorf von einer Mehrerhebung sprach, so hat Staatsminister Graf von Posadowski schon zurecht darauf hingewiesen, daß alsdann die süd- deutschen Staaten höhere Aueren zulassen müßten. Das kommt dann auf dieselbe heraus, als wenn wir höhere Naturalbeiträge zahlen ließen. Die Vorlage entwirft ein Bild aus dem Leben meiner Freunde, die der Tabakfabrikvorlage fremdlicher gegenüberstehen, als Abgeordnete Müller-Fulda, nicht geneigt, sich auf die Vorlage festzusetzen. Dennfalls hat dieselbe gegen die frühere viel Vorzüge, allerdings muß eine höhere Erhöhung des Zolls einwirken, um den kleinen Tabakbau zu Erhaltung des Zolls einwirken, um den kleinen Tabakbau zu prüfen sein. Es wird auch zu unterlaufen sein, inwiefern in Erwartung der Vorlage bereits eine Ueberproduktion stattgefunden hat, die auch bei Ablehnung der Vorlage Arbeiterentlassungen zur Folge haben könnte. Sehr zu erwidern ist, im্পeiert ein harterer Kampf für die Kleinbetriebe geschaffen werden würde. Wir in großen Betrieben sind nicht nur als welt ein freies finanzielles Betriebs- mittel Reich und Einzelstaaten gegeben werden muß, aus diesem Grunde sieht ich auch persönlich der Vorlage sympathisch gegenüber.

Staats- sachsen-meiniger Abgeordneter Bundesbevollmächtigter Staats- minister Dr. v. Heim legt eingetragene Entwürfe vor über Ver- einbarung der Einkünfte in Einklang auf die Finanzverhältnisse der Einzelstaaten dar. Die Maßnahme dürfte den Interessen der Ueber- weisungen nicht übersteigen, wenn nicht die Einzelstaaten, insbe- sondere die Rheinlande, ein die wichtigste Einkünfte im Reiche bilden, schwer gefährdet werden könnten. Abge. Brünning (Reichsp.) begründet im Gegenwärtigen zu vielen seiner Freunde, die von der vorgeschlagenen Fabriksteuer eine große Veranlassung der Produktion befürchten, die Vor- lage mit Freuden. Andere derselben doch die für den deutschen Tabakbau so lästigen Kontumabteilungen. Aller- dings sollte der Bedarf nicht durch den Tabak allein, sondern auch durch Senkung des Zolls in Form von Naturalsteuer gedeckt werden.

Abg. Haller (süd. Volksp.): Meine Partei ist eine Mittel- standspartei und muß deshalb eine Vorlage ablehnen, welche wie diese den Mittelstand schwer schädigt. Die Vorlage schneidet tief in das gewerbliche Leben ein und befreit den Konsum der Menge nach dem Grundzüge: Man nehme das Geld, wo man es kriegen darf. Wir lehnen auch eine Kommissionsberatung ab. Man möge nur beim Militär, bei der Marine und bei der unfruchtbarsten Kolonialpolitik bestehen, dann braucht man keine neuen Steuern.

Abge. v. Hammerstein (konf.): Auch ich erkenne das Bedürfnis der Finanzreform an, bin aber über die Wege anderer Meinung. Von einer Fabriksteuer wird nicht gesprochen, sondern von einer Reichsteuer, welche ein Versteuern ist. Ich habe den Betrag der Naturalsteuer 8 M. bei uns nur 2 M.; ein solches Verhält- nis kann auf die Dauer nicht bestehen bleiben. Die Vorlage will den Tabaksteuer um 30 Millionen höher belassen; die Belastung mit dieser Steuer dürfte also doch wünschenswertes ebenso hoch sein wie das Versteuern, welches Manern bei Erhöhung der Arbeitersteuer zu zahlen hätte. Der Vorlage sieht ich abnehmend wie im vorigen Jahre gegenüber und zwar im Verein mit meinen Freunden aus Westfalen, Sachsen und Hessen. Die Kernfrage ist: Soll nach der Steuer- erhöhung von 1879 ein Konsumzweig stattgefunden und wird er jetzt nach Abnahme der Vorlage weiter stattfinden? Der heutige Konsum von 15 Mio. pro Kopf liegt bei. Vor 1879 betrug die Steuer aus den Materialien zur Monopolsteuer von 1882 betrug acht durchschnittlich 1,81, also Rückgang 18 v. h. Für diesen Rückgang war die Steuererhöhung der Grund. Das wird heute wie damals einwirken, nur daß damals der Uebergang lag unter viel günstigeren Verhältnissen vorlag, als es heute gegeben würde. Die Grundfrage ist die Umstellung an das deutsche Volk, 30 Millionen mehr für den Tabaksteuer zu zahlen, der es heute nicht gemindert ist. Nicht- weniger muß die Vorlage zur Folge haben, daß die Fabrikation der billigen Gegenwart sich im Nord, auf Süddeutschland ver- schieben wird. Seit 1879 ist die Fabrikation der 49-kg-Garee ähnlich auf Süddeutschland verschoben worden; deshalb steigt mit dem Konsum der 19-kg-Garee der Fall kein. Die Fabrikation der 19-kg-Garee ist auf der Fabrikation der 49-kg-Garee in der Hauptkraft für berechtigt. Die Kleinbetriebe kommen trotz der Auf- schuldung sehr ungenügend weg. Von der Erzeugung haben auch nicht sie, sondern bloß die großen Fabrianten den Vorteil. Den kleinen Fabrikanten wird man kein Absehen doch nicht gewähren wollen. Die Ursachen werden an der Tagesordnung sein. Die ganze Vorlage geht dahin, daß die großen Fabrikanten die kleinen ver- drängen. Wenn ich als einer der schmerzlichen Anzeichen für diese Interessen der Tabakfabrikanten und nicht für die landwirt- schaftliche Seite der Sache eintrite, so geschieht das, weil das Schmer- gepäht der Interessen hier auf Seiten der Industrie liegt. Die Landwirthschaft selbst, sollen sie von diesem Gesetze nichts wissen. Die deutsche Tabaksteuer erklärt ja, daß kein Pfälzer Bauer die Tabakfabriksteuer in der vorliegenden Form billigt; sie wollen mindestens einen Zoll von 60 M. und, wenn die Steuer bestehen bleibt, von 120 Satz der jetzigen 85 M. Ich schicke mich dem Vor- trage an, die Vorlage an eine Kommission von 28 Mitgliedern zu übergeben.

Abge. v. Elm (Soz.) bekämpft die Vorlage. Wenn früher die in Deutschland budlos gewordenen Arbeiter hätten Unterschulz in Amerika finden können, so sei das doch heutzutage ausgeschlossen durch der gewerblichen Verhältnisse, wie sie sich in Amerika ent- wickelt hätten. Es würden mindestens ein bis zwei Millionen mehr in den Fabriken zu arbeiten, wenn die Vorlage Gesetz werde. Schmidt werde es im Tabakhandeln geben, denn Arbeiter und Arbeiterman- werden auf Kosten von Bremen und Hamburg gemindert. Ein weiterer Konsumer-lampf werde sich unter den Fabrikanten entwikeln, und jeder derselben werde sich durch Drücken der Arbeiterlöhne zu erhalten suchen. Aber noch ein Satz für die Arbeiter habe, der mir die Idee der Vorlage ablehnen.

Abge. Brünning (N.): Die Vorlage, welche die Besteuerung an Stelle der Einkommensteuer einführt, wird für den Tabakbau von sehr großem Nutzen sein und ist nur rationeller Ausnützung des Bodens veranlassen. Ich bin daher für die Vorlage.

Abge. Dr. Schneider (fr. Volksp.). Meine Partei hat die Meinung, daß die Einkünfte nicht weniger und wenn wir auch die Sorge für die Erziehung nicht ganz von uns abweisen können, so kann man uns doch andersorts nicht zumuthen, die Steuer anzunehmen, die die Regierung vorgeschlag. Wenn in Zukunft neue Ausgaben bewilligt werden, dann mag man auch



(Nachdruck verboten.)

Der Amerikaner.

Original-Roman von Jenny Hirsch.

Der alte Herr rückte vorlegen auf seinem Stuhl hin und her und erwartete dann leise und zögernd. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß in Herrn Nagels Vorleben vielleicht ein Geheimniß verborgen liegt?“

Sie fuhr auf und ſtreckte erſchrocken die Hände empor. „Um Gotteswillen! Sie wollen doch nicht ſagen, mein Mann könne ein Verbrechen begangen haben!“

„D nicht noch, nicht doch,“ erwiderte er mit gutmüthigem Lächeln, „ein ſolches würde ich Herrn Nagel niemals zutrauen. Aber irgend eine traurige Begebenheit aus der Jugend, ein unglücklicher Zufall, das Schickſal eines Freundes, das mit in ſein Leben eingewirkt hat.“

„Und Sie meinen, dieſe Jugenderinnerung habe jetzt wieder in irgend einer Weiſe greifbare Geſtalt angenommen?“

„Wer kann das wiſſen?“ entgegnete der alte Herr achſelzuckend; „es iſt ja alles nur Vermuthung, wahrſcheinlich bin ich mit der meinigen auf ganz falſcher Fährte.“

Frau Nagel antwortete auf die letztere Bemerkung nicht, der Buchhalter ſchien ſie nur gemacht zu haben, um ſie über die von ihm geäußerte Vermuthung nicht allzu ſehr beunruhigen, letztere war aber offenbar das Ergeßniß langjähriger Beobachtungen, und ſie wunderte ſich darüber, daß ſie ihr nicht auch gekommen waren.

Nachdem der alte Herr ſie verlaſſen hatte, ſaß ſie noch lange und ſann darüber nach.

Das ungleiche, ſchwankende Weſen ihres Mannes, in das ſie ſich anfänglich ſo ſchwer geſchickt hatte und durch das, nachdem ſie dies gelernt, ſie vermöge ihrer vornehmen, geſaßenen Haltung oftmals ein Uebergewicht über ihn erlangt hatte, erſchien ihr jetzt in einem neuen Lichte. Biſher hatte ſie das Verhalten ihres Gatten zumeiſt auf die Handlungsweiſe ſeines Schwiegervaters zurückgeführt, durch welche ſeinem Geſchäfte die feſte Grundlage entzogen worden und er zu halbsbrecheriſchen Unternehmungen verleitet worden war.

Nun war es ihr, als ſei eine Vinde von ihren Augen genommen. Rückwärts blickend, entſann ſie ſich einer Menge von kleineren und größeren Vorfällen, welche die Vermuthung des Buchhalters zu beſtätigen ſchienen.

„Iſt es nicht unnatürlich, daß er, der Kaufmann, deſſen Unternehmungen ſich beinahe auf alle Erdtheile ausdehnten, allen Amerikanern geſtiffentlich aus dem Wege ging und ſeinen ſein gaßliches Haus öffnete?“ fragte ſie ſich. „Iſt es nicht vielleicht mehr als ein Zufall, daß ihn beim Anblick des erſten Amerikaners, der nun doch bei uns eingeführt worden, eine Ohnmacht anwandelte?“

Sie erinnerte ſich nun auch, wie eigenthümlich fieberhaft erregt ihr Gatte geweſen war, als ſie ihn mit der kleinen Wirtſchaftsgemeſſenheit, zu welcher auch Roland Porter gehörte, übertraf hatte, und wie geſtiffentlich er ſich bemüht, von dem jungen Amerikaner den Mädchennamen ſeiner Mutter zu erfahren.

Und der ſonſt ſo offene, mittheilſame Porter hatte ſich der Beantwortung dieſer Frage immer mit bewunderungswürdiger Gerandtheit zu entziehen gewußt. Lag darin eine Abſicht? Ging dieſer Amerikaner mit dem Geheimniß zuſammen?

Sie führte die Hand an die Stirn.

„Fange ich ſchon an, ebenfalls Schreckbilder zu ſehen?“ ſenkte ſie. „Laße ich auch die Phantafie die Herrſchaft über mich erlangen? Sehe ich Geißenſter?“

Mit einem feſten Entſchluffe richtete ſie ſich auf.

„So wie biſher Darf es nicht fortgehen; ich muß Klarheit haben. Noch heute will ich ernſthaft mit Chriſtian reden, das bin ich ihm und mir, das bin ich unſeren Kindern ſchuldig. Hat

er ein Geheimniß, ſo ſoll er es mir anvertrauen. Fallen die Folgen davon auf unſer Haupt, ſo will ich wenigſtens nicht unvorbereitet davon getroffen werden, ſo will ich erwägen können, ob ſich nichts zu deren Abwendung thun läßt.“

Und ſie führte dieſen Entſchluffe aus.

Das Mittagſmahl im Nagelſchen Hauſe war wieder in einer recht gedrückten Stimmung eingenommen worden. Der Hausherr hatte düſter vor ſich hingebrütet, die Speißen kaum berührt und ſich noch ehe der Nachtiſch aufgetragen war mit dem Bemerkten erhoben, man möge ihm den Kaffee in ſein Zimmer ſchicken.

Er befand ſich erſt kurze Zeit darin, als ſich die Thür öffnete und ſeine Frau erſchien. Sie trug ein ſilbernes Trett, auf welchem ſich ein kleines Kaffeſervice mit zwei Beſen befand und ſagte, indem ſie es auf den Tiſch ſetzte: „Ich bringe Dir Deinen Kaffee, Chriſtian, und will den meinigen in Deiner Geſellſchaft trinken.“

Der Bankier, der, den Kopf in die Hand geſtützt, in einer Ecke des Sophas ſaß, fuhr bei dieſer unerwarteten Anrede erſchrocken auf und ſtarrte ſeine Frau wie geißeſabwendend an. Sich müßig aufraffend entgegnete er dann mit erzwungener Freundlichkeit: „Du hätteſt Dich nicht bemühen ſollen, ich bin wirklich keine angenehme Geſellſchaft.“

„So will ich verſuchen, ſie für Dich zu ſein,“ antwortete ſie, indem ſie die Taſſen füllte und dann neben ihm Platz nahm. „Chriſtian,“ begann ſie nach einigen Minuten, während welchen er ſchweigend an der Taſſe genippt und ſie dann wieder auf den Tiſch geſtellt hatte, „ich ertrage das nicht länger; Du mußt mir endlich Rede ſehen.“

„Worüber?“ fragte er, bemüht in ſeinen Ton Unbefangenheit und Verwunderung zu legen.

„Du glaubſt ja ſelbſt nicht daran, daß Du mich auf dieſe Weiſe täuſchen kannſt. Ich laße mich nicht abweißen, was ſiehl Dir?“ Sie ergriff ſeine Hand und ſah ihm lange und forſchend in das blaſche Geſicht, das in wenigen Tagen eine Anzahl tiefer Linien, die ſie ſonſt nicht darin bemerkt, erhalten hatte.

„Ich begreife nicht, was Du von mir willſt,“ ſagte er ſich abwendend; „inwiefern bin ich anders als ſonſt?“

„An wechſelnde Stimmungen bin ich allerdings bei Dir gewöhnt.“

„Das kann nicht anders ſein,“ unterbrach er ſie heftig, faſt rauh, „ein Geſchäft wie das meinige bringt Sorgen, Aufregungen, da kann man nicht immer gleichmäßig ſein.“

„Das habe ich eingesehen,“ erwiderte ſie ohne ſich aus der Faſſung bringen zu laßen. „Aber ſo wie jetzt, biſt Du noch nie geweſen. Chriſtian, ich laße mich nicht abweißen, ich muß erfahren, was mit Dir vorgegangen iſt.“

„Du biſt im Irthum, Marie, es iſt nichts. Vielleicht ein körperliches Unbehagen.“ Er ſtand auf und machte einen Gang durch das Zimmer. Sie folgte ihm und legte ihren Arm in den ſeinigen.

„Ich habe derartige gefürchtet,“ redete ſie leiſe auf ihn ein. „Mit jener Ohnmacht an unſerem Empfangſabend begann es, ſeitdem biſt Du nicht mehr derſelbe Mann.“

„Thorheit, Einbildung,“ warf er ſichtlich gepeinigt dazwiſchen, ſie ließ ſich nicht irre machen, ſondern fuhr fort: „Unſer alter Medizinalrath nimmt die Sache zu leicht, wir ſollten eine Autorität zu Rathe ziehen.“

Er machte ſich ungeſtüm von ihr los. „Warum nicht gar, ich bin ganz geſund, und damit die Quälerei ein Ende hat, ſo maßt Du es wiſſen: es ſiehl ein großer Theil meines Vermögens auf dem Spiel.“

„Du fürchteſt das Fehlschlagen einer von Dir gemachten Spekulatiön?“ fragte ſie und betrachtete ihn verſtohlen mit großer Aufmerkſamkeit.

„Ja,“ gab er zur Antwort, blickte aber dabei ſcheu zu Boden.

„Chriſtian!“ ihre Stimme klang zugleich zärtlich und

vormurfsoll, „warum sagst Du mir die Unwahrheit? Du hast doch jetzt nicht das Fehlschlagen einer Spekulation zu befürchten, Deine finanzielle Lage war nie besser als gegenwärtig.“

Er blieb stehen und sah sie betroffen an. „Woher weißt Du das?“ fragte er und als sie schwieg, fuhr er unmutig und doch mit einem leisen Lachen fort: „Hast Du einmal wieder mit Mewissen die Köpfe zusammengesteckt.“

„Ja, das habe ich“, entgegnete sie freimüthig. „Ich hat in meiner Unruhe den alten guten Mann zu mir zu kommen und er hat mir versichert, daß die Geschäftslage keinen Anlaß zu Besorgnissen giebt.“

Ragel stöhnte tief auf. „Auch er klagt aber über Dein eigenthümlich verändertes Wesen, auch ihm ist es unerklärlich.“

„Marie, ich bitte Dich, laß ab von mir, quäle mich nicht!“ schrie der geängstigte Mann. „Ich stehe ohnehin am Rande der Verzweiflung.“

„Wodurch?“
„Was weißt Du, was weiß Mewissen von meiner finanziellen Lage. Vor mir gähnt ein Abgrund!“ Er rang die Hände. „So hast Du Spekulationen gemacht, von denen Mewissen nichts erfahren hat?“

„Nein, nein. Laß mich, laß mich. Geh.“ Er deutete nach der Thüre und warf sich, das Gesicht gegen die Kissen drückend, in das Sopha.

Frau Ragel ging nicht; sie war entschlossen, ihren Mann zum Reden zu bringen. Dicht an ihn herantretend legte sie die Hand auf seine Schulter und sagte halblaut: „Christian, man sollte meinen, in Deiner Vergangenheit liege ein Geheimniß.“

Er sprang auf. Sein Gesicht hatte eine grünliche Farbe angenommen, sein Auge rollte wild, er rang nach Athem. Erschrocken wich seine Frau einen Schritt zurück.

„Wie so weißt Du das?“ leuchtete er. „Hat er es Dir gesagt? Erzählt man es sich bereits in der Stadt, an der Börse?“

„Was? Was?“ fragte sie.
Er hörte nicht darauf, sondern redete heftig gestikulirend weiter: „Mein Ruin, meine Schande ist also schon bekannt. O warum zögerte ich auch so lange, ich wußte ja beim ersten Blick auf ihn, nein, schon als ich den Ton seiner Stimme hörte, wen ich vor mir hatte.“

„Von wem sprichst Du?“ fragte seine Frau, und die ihr aufgefliegene Ahnung ward fast zur Gewißheit.

Ragel lächelte bitter. „Stelle Dich nicht so, Du weißt es, Ihr wißt es Alle. O Gott, mein Gott, es ist ein hartes Strafgericht, daß ich entehrt, gebrandmarkt dastehen muß vor meiner Frau, vor meinen Kindern, vor der ganzen Welt!“

Er sank in sich zusammen und seine Frau stützte sich mit beiden Händen auf die Lehne eines Sessels. War der Mann, mit dem sie jetzt bald fünfundsanzig Jahre in friedlicher Ehe gelebt, war der Vater ihrer Kinder ein Mörder oder Dieb? War der Name, den sie trug, verfehnt und gebrandmarkt?

Das Entsetzen packte sie, und dann kehrte doch wieder ihr Glaube zurück. Hatte sie nicht im Laufe der Jahre viele Sonderbartheiten ihres Gatten erfahren? Wußte sie nicht, wie er zu über-treiben vermochte, wenn der finstere Geist ihn packte? Es war gewiß auch jetzt nicht so schlimm, wie er es darstellte.

„Christian“, bat sie, „komm zu Dir, besinne Dich. Selbst Deinem eigenen Bekenntniß glaube ich es nicht, daß Du ein Verbrecher bist. Du kannst keinen Mord auf dem Gewissen haben.“

„Einen Mord? Wer zeihst mich dessen?“ fragte er auf-fahrend.

„Niemand, niemand!“ versicherte sie, „Deine wilden Worte —“ „Selbst wenn Falkner untergegangen wäre, könnte man mich nicht Mörder nennen.“ murmelte er, ohne auf ihre Worte zu achten. „Aber er ist nicht untergegangen, er hat einen Sohn —“

„Roland Porter!“ rief sie.

Er nickte.

„Sein Anblick rief Dir das Bild eines Anderen in's Ge-dächtniß. Daher Deine Ohnmacht, als er Dir plötzlich in den Weg trat? Daher Dein verlorntes Wesen seit jenem Abend.“ —

„Es ist so, es ist so!“ stöhnte er. „Also er hat es Dir gesagt.“

„Nichts hat er gesagt, niemand weiß etwas, ich sprach nur eine Vermuthung aus, die ich mir aus Deinen Aeußerungen kombinirt hatte.“ verlegte sie und nahm wieder neben ihm Platz. „Christian, besinne Dich, ermanne Dich, plagst Du Dich nicht wieder mit Hirngespinnken?“

Er schüttelte den Kopf, verharrte aber in dumpfem Schweigen. „Roland's Mutter ist eine Deutsche, glaubst Du sie vielleicht früher gekannt zu haben?“

Er lachte laut und höhnißch auf. „Meinst Du, es handele sich um ein Liebesabenteuer aus meinen Jugendtagen? Ich sage Dir, sein Vater war ein Deutscher, er hieß Heinrich Falkner, ich habe eine Schuld gegen ihn und der Sohn ist gekommen, um mich zur Rechenschaft zu ziehen —“

„Christian!“ unwillkürlich rückte sie etwas von ihm ab. „Fürchte Dich nicht.“ sagte er matt und mit einer Ruhe, die seltsam gegen die Erregung abfiel, in der er sich noch vor wenigen Momenten befunden; „diese Hand ist rein von Blut, ich habe auch nicht gestohlen und bin kein Fälscher und Betrüger im gewöhnlichen Sinne des Wortes und dennoch —“

„Dennoch?“ fragte sie mit bebender Stimme, da er inne hielt.

Dennoch habe ich einem Andern sein Eigenthum vorent-halten, habe damit geschaltet, als ob es das meinige wäre, hatte mich daran gewöhnt, es als meinen Besitz zu betrachten, wehrte und sträubte mich dagegen, es herauszugeben, kann, wie ich dieser Nothwendigkeit entgegen könne. Das war der Kampf, der mich seit acht Tagen geschüttelt hat. Er ist jetzt vorbei, ich habe mich wie Du mir zuriefest, ermannt und besonnen. Ich werde die alte Schuld zahlen, wenn uns dann auch wenig oder nichts übrig bleibt!“
(Fortsetzung folgt.)

Grün in Grün und Rosa in Rosa.

Eine Klauderei.

(Schluß.)

Herr Pimpelmeyer ist mittlerweile im Bureau eingetroffen und wirft einen Blick auf seinen Tisch.

„Na ja, ich wußte es vorher, grade heute der Stoß Papiere, heute, wo ich so viel Lust zur Arbeit habe, wie ein todtler Hund zum Wellen.“

Lehmann, thun Sie mir den Gefallen und schneiden Sie die Briefe künftig in Ihrem Botenzimmer auf! Ich kann dies schurrende ekelhafte Geräusch des Messers nicht mehr ertragen. Meine Nerven sind eben herunter. Ich bin ab. Außerdem haben wir wieder nicht die richtige Temperatur im Zimmer. Eine Affen-hitze! Ich sagte Ihnen doch öfters schon, 16 Grad, nicht mehr und nicht weniger. Da, sehen Sie! Das Thermometer zeigt 16½, sogar noch etwas darüber.“

„Wenn der Herr Vorsteher gestatten, öffne ich einen Moment das Fenster.“

„Damit ich mir den Tod hole? Das könnte Ihnen passen. Jawohl, aber dazu sind zwei nöthig. Nein, lassen Sie das Fenster immerhin ruhig zu. Sie sollen die Temperatur vorher so reguliren, daß sie mir paßt; aber man kann sich den Mund fustelig reden, es geschieht natürlich niemals genau, was ich will.“

Ach! Wertheßer Herr Kollege Langen! Es muß ja ohne Frage sehr angenehm sein, eine so außerordentliche starke Lunge und so gute Ventilationsorgane zu besitzen, aber wenn Sie sich ein klein wenig minder geräuschvoll schnäuzen würden, wäre ich Ihnen zu maßlosem Danke verpflichtet. Sie sind ja auch zweifellos um Ihre telegraphendrahtartigen Nerven zu beneiden, aber vielleicht machen Sie mir die Freude und denken einmal bei Gelegenheit daran, daß es in diesem Jammertal, Welt genannt, auch noch andere, weniger von der gütigen Natur bevorzugte Individuen giebt, denen Ihr Schnäuzen, daß sich getrost mit den Trompetenstößen von Jericho vergleichen darf, so an die Nerven geht, daß sie der ganzen Menschheit Ekel anpackt — und zu diesen Unglücklichen gehöre ich nun leider einmal. . .

Es wird Frühstückszeit! Will mal sehen, was Frau Werner denn heute eingepackt hat! Aha! Ein Brötchen mit Wurst belegt; ich wette, das andere mit Käse! Dieses ewige Einerlei! Muß man denn immer erst alles sagen? Kann denn kein Mensch mit mir fühlen, daß ich auch einmal etwas anderes essen möchte? Etwas Schinken, oder Zunge, oder Gänsebrust — doch, wahrhaftig, ich habe mich geirrt! Da hat die Alte auf das zweite Bröckchen heute wirklich Gänsebrust gelegt, aber — mit solch einem Fettrand! Die Gänsebrust ist überhaupt viel zu fett und schwer, die kann man höchstens essen, wenn man in der Lage ist, einen Cognac hinterher zu trinken, und das kann ich doch hier im Bureau nicht, das sollte die Alte

doch wissen, alt genug ist sie doch dazu. Warum hat sie mir nun nicht statt der Gänsebrust Junge besorgt? Darauf habe ich so grade Appetit. Aber natürlich, ich kann das, was ich grade am liebsten möchte, nie haben — oh, und dazu dieses Zirpen und Krachen, d'eses unheimliche Kreischen der Feder . . .

Lieber Kollege Mertens! Ich stelle Ihnen 100 Groß Stahlfedern zur Verfügung. Vielleicht finden Sie darunter eine, die etwas weniger musikalisch und minder nervenmörderisch veranlagt ist, als gerade diese, mit der Sie den ganzen Vormittag schon Attentat auf Attentat auf meine Ruhe verüben. Nun, Lehmann, was bringen Sie Unglücksmeinich denn schon wieder?"

"Herr Vorsteher, der Herr Geheimrath läßt bitten."

"Herr Gott nicht noch mal! Auch das noch! Sitze ich hier so schon bis über beide Ohren in der Arbeit und bekomme nun wahrscheinlich noch was neues aufgeschalt! Es ist zum Davonlaufen, dieses Leben! — — —"

Eine „Sofort-Sache"! Dachte ich es doch, muß bis Mittag erledigt sein; bei der schlechten Luft im Zimmer so angeengt arbeiten, vier Stunden hintereinander, ist überhaupt viel zu viel! — — —"

Gott sei Dank, es schlägt 1 Uhr! Die „Sofort-Sache" ist gottlob fertig. Nun zum Mittagessen!

Ist das nicht wirklich zum Schwarzwerden? Den ganzen Vormittag schien die Sonne, und kein Lüftchen regte sich, und jetzt wie ich zu Tisch gehe, ist der Himmel grau wie ein Sack und der Wind segt durch die Strahlen und heult mich an, als wenn er mich absichtlich ärgern wollte.

Muß mir doch nächstens eine andere Aneipe auffuchen, wo ich mein Mittagmahl einnehme. Diese liegt doch gar zu sehr entfernt vom Bureau und auch von meiner Wohnung. Ich habe ja kaum Zeit, in Ruhe zu essen und nach Hause zu gehen. Das Mittagsschlafchen ist so schon kurz genug, denn um 4 Uhr muß ich schon wieder an meinem Pulke sitzen und schwitzen. Scheußliche Einrichtung. Man sollte die Büreaustunden doch endlich anders legen.

Huh! Dieser Cigarrenrauch hier! Rücksichtsvoller wäre es jedenfalls, wenn die Herren, die nach Tisch ihre Cigarre nicht entbehren können, sich ins Nebenzimmer setzten.

Was giebt's denn heute?

Fleischbrühe — oh weh, jede Woche 6 bis 7 mal, scheußlich — Forellen — hm das ließe sich eventuell hören, wenn sie aber nur frisch sind! — Leber und Rosenkohl — ich kann den verdammten Kohlgeruch nicht leiden, und fast jeden Tag giebt's irgend so eine Kohlart, gräßlich! — Feldhuhn — sicherlich wieder so haut-gut, daß man es nicht riechen, viel weniger essen kann — Käse — selbstverständlich wieder den ledernen Schweiser und — Früchte — saure Äpfel — brr — brr — scheußliches Menu.

"Mahlzeit, Kollege Pimpelman!"

"Mahlzeit, Kollege Brandt! Wie geht's?"

"Danke, ausgezeichnet! Und Ihnen?"

"Miserabel!"

"Nanu? Sie sehen doch ganz brillant aus!"

"Nun, ich verstehe eben, mich zu beherrschen und den Ärger zu unterdrücken!"

"Ah, Ärger gehabt?"

"Fortwährend! Den ganzen Tag habe ich überhaupt nichts als Ärger!"

"Nicht möglich! Aber warum denn? Ich ärgere mich nie!"

"Ja, Sie Glückspilz, Ihnen geht eben alles wie es soll, mir aber nicht; mir geht alles gegen den Strich, alles!"

"Ich denke, Sie nehmen nur alles ein wenig zu ernst."

"Oh, im Gegentheil! Sehen Sie diese Forellen an! Die haben nicht mehr gelebt, als sie gekocht wurden, das ärgert mich; die Forelle ist ein Fisch, der absolut lebend gekocht werden muß."

"Aber, lieber Herr Kollege, schmecken Sie das denn heraus?"

"Nein, das nicht, aber ich sehe doch! Wissen Sie denn nicht, woran man das erkennt?"

"O Gott bewahre, will ich auch gar nicht! Wenn man das nicht herauschmecken kann, ist es mir ganz egal, ob das arme Fischchen todt oder lebendig ins kochende Wasser kam. Und Forellen können Sie für 1 Mk. 50 Pfg. doch eigentlich gar nicht verlangen! Also freuen Sie sich, wenn Sie trotzdem welche kriegen."

"Ach, und der saure Wein dazu!"

"Aber, Verehrtester, wer zwingt Sie denn, Wein zu trinken, wenn er Ihnen nicht schmeckt? Trinken Sie doch ein Glas Pilsener wie ich, das schmeckt mir ausgezeichnet zum Essen, viel besser wie der Landwein."

"Ach, das Pilsener ist mir zu bitter. Und dann bin ich an Wein zum Essen gewöhnt und andere nicht gern etwas an meinen Gewohnheiten. Wie finden Sie denn das Feldhuhn?"

"Ausgezeichnet!"

"Oh, Sie Glücklicher! Neulich hatte ich eins, das zu früh geschossen und zu spät servirt war, und heute ist's gerade umgekehrt. Solch' ein Feldhuhn muß mindestens 3 bis 4 Tage hängen, sonst schmeckt's doch gar zu fade . . . Na, sehen Sie, natürlich fängt es jetzt an zu regnen, jetzt gerade, wo wir mit dem Essen ziemlich fertig sind! Selbstverständlich habe ich gerade heute keinen Schirm bei mir! Ist das nicht zum toll werden?"

"Aber absolut nicht! Im Gegentheil! Das giebt ein schönes Plauderstündchen bei der Cigarre. Rosa, noch ein Glas Pilsener! Na, sitzt sich's hier nicht gemüthlich?"

"Ich komme aber um mein Mittagsschlafchen, meinen einzigen Genuß am Tage!"

"Den einzigen?"

"Nu ja, bei dem vielen Ärger!"

"Na, da habe ich mir mein Leben doch anders eingerichtet. Bei mir besteht der ganze Tag nur aus Genüssen, ein Genuß reiht sich an den anderen, mein Leben ist so wohlthig und müssig, daß ich mir wünsche, es dauerte tausend Jahre."

"Ja, wie ist denn das nur möglich?"

"Sehr einfach! Sehen Sie, lieber Pimpelman, wenn ich morgens die Augen aufmache, dann freue ich mich schon auf mein Bad. Ich habe eiskalt, Sommer und Winter, jeden Morgen. Aus dem Bett geht's sofort unter die Douche. Wenn das kalte Wasser meinen Körper nur in einen Eiszapfen vermandelt hat, schlüpfe ich noch einmal schnell ins warme Bett, und nun beginnt mein erster Genuß am Tage: das Gefühl des langsame Lusttauens ist köstlich, einzig, wunderbar. Dann hantele ich etwas, das giebt einem ein angenehmes Wärmegefühl, dann schnell in die Kleider. Durch die Leibesübungen habe ich mir schon einen ganz netten Appetit angebreht, und mein Kaffee mit Sahne und zwei Eiern, dazu sechs Zwiebäcke — sehen Sie, lieber Pimpelman, das ist schon mein zweiter Genuß am Tage. Dann kommt die Cigarette, dritter Genuß. Der Spaziergang zum Bureau — vierter Genuß. Wenn es gutes Wetter ist, so gehe ich ganz langsam, und freue mich des lieben Sonnchens. Wenn es regnet, so freue ich mich meiner neuen Gummischuhe, mit deren Hilfe ich keine nassen Füße kriege. Auch der Regen hat manchmal etwas Angenehmes, die Luft ist beim Regen besonders rein und frisch, es kann ja auch nicht immer die Sonne scheinen, das wäre doch schließlich langweilig. Dann geht's an die Arbeit. Je größer der Haufen, desto energischer gehe ich ihm zu Leibe und, glauben Sie mir, im Handumdrehen ist's 10 1/2 Uhr, die Zeit meines Frühstück's. Nun beginnt mein fünfter Genuß. Ich habe morgens keine Zeit, die Zeitung zu lesen, weil meine Toilette und mein Kaffee mich ganz in Anspruch nehmen. Das hole ich dann beim zweiten Frühstück nach. Was meinen Sie, wie anregend kann die Lektüre wirken und wie mir das Butterbrot zu der Zeitung schmeckt? Dann habe ich mich erholt und die paar Stunden bis zum Mittag verfliegen bei flotter Arbeit so schnell als möglich. Wie mir der Mittagstisch hier mundet, das sehen Sie ja jeden Tag."

Die Cigarre nach dem Essen möchte ich um die Welt nicht entbehren; und meine Wohlthätigkeit erreicht so ziemlich ihren Höhepunkt, wenn ich nach Tisch am Kamin sitzen kann, der Regen gegen die Fenster klatscht, und ich über dies und jenes plaudere. Dann kommt mein Spaziergang, auch eine Fülle bescheidener Naturgenüsse, die den Uebergang zur Nachmittagsarbeit bilden. Unter Halle ist ja kein Interlaken oder Salzburg, auch kein Baden-Baden, aber es sind doch für bescheidene Ansprüche recht nette Spaziergänge ringsum. Jetzt im Winter freue ich mich über die verschneite Weidung; im Frühjahr besuche ich der Reihe nach die blühenden Bäume, zuerst die prächtigen wilden Kastanien an der Saale, dann die herrlichen Beet-Arrangements auf der Alten Promenade, dann . . ."

"Hören Sie auf! Wie kann ein Mensch sich über solche Kleinigkeiten freuen?"

"Aber lieber Herr Pimpelman, warum nicht? Größere Freuden habe ich nicht, also freue ich mich über die kleinen! Und wenn ich dann nach des Tages Arbeit in meine Stammkneipe, das urgemüthliche Theaterrestaurant, wandere und dort beim Bier oder Wein im Kreise lieber Freunde meinen Etat klopfe oder politisire, so bin ich auf dem Gipfel meines Wohlbefindens angelangt, dann, verehrter Herr Kollege, tausche ich mit keinem Fürsten der Welt. Glauben Sie nicht, daß an mich

nen etwa niemals sogenannte Unannehmlichkeiten herantreten! Oh ja, doch! Aber ich bin schnell mit ihnen fertig. Ich lasse sie ruhig, ohne Voreingenommenheit an mich herankommen, prüfe, ob ich sie ändern kann, packe nöthigenfalls mit fester Hand zu, verbanne sie aber dann völlig aus meinem Gedankenkreis und stecke sie alle zusammen in einen Sack, auf dem die Inschrift steht: „ad acta.“ Aergern, wirklich ärgern, thue ich mich niemals.“

„Na, ja, Sie sind zu beneiden, lieber Collegen, jeder kann das eben nicht! Doch es hat aufgehört zu regnen, ich will doch noch schnell nach Hause, vielleicht kann ich noch den Rest meines Mittagschlächchens retten! Ist natürlich dermaßen schmutzig draußen, daß ich bis an die Knie bespritzt sein werde, wenn ich heimkomme; die Pferdebahn ist selbstverständlich immer besetzt, wenn ich einmal mitfahren will! Die Luft ist so nassalt, daß ich mir sicher einen tüchtigen Schnupfen hole, ach! ach! Dieses Leben! — scheußlich — abscheulich . . .“

Allerlei.

Die Venus von Milo hat — so wird aus Paris berichtet — einen Brief erhalten. Er kam aus England und war unangenehm frankirt. Der Konseruator der Louvre-Galerie zahlte das Strafporto und erlaubte sich indr freter Weise, den Brief an seine schöne Schutzbefohlene zu öffnen, um zu sehen, ob er keine Liebeserklärung enthalte. Es war aber eher eine Feindschaftserklärung. Ein kleines Mädchen englischer Nation schickte darin an die Adresse der Venus eine Sammlung von rotfarbenen Papierabschnitten, für welche ein englisches Geschäft eine Photographie der Statue des Louvre verurath. Es handelte sich einfach um eine Prämie, die durch 25 Ankäufe in dem betreffenden Geschäft erworben worden war. Da auf jedem Papierschnitzel in großen Lettern gedruckt stand: *Status of Venus de Milo, in the Galleries of the Louvre, Paris.* so bildete sich ihre naive Befürchtung ein, das sei die Adresse des Geschäftes und schrieb diese Worte auf ihren Brief. Sie schrieb außerdem ihre eigene Adresse darauf und fügte dazu die Bemerkung: *Please, send me a portfolio, was wohl heißen soll, daß die Abfenderin sich gar nichts aus der Venus macht, und stat ihrer Photographie lieber — ein Notizbuch erhalten möchte.*

Ein trauriges Geschicklein vom Untergang der „Eibe.“ Aus Kopenhagen schreibt man: In unserer schwedischen Nachbarstadt Malmo wohnte ein junger Kaufmann, der sich kürzlich mit einer Kopenhagenerin verheiratet hatte. Sein Geschäft ging indes nicht gut, und eines Tages sagte er seiner Frau, daß er, wie so oft früher, eine kleine Geschäftsreise unternehmen müsse. In Wirklichkeit reiste er nach America. Seine pekuniären Verhältnisse waren nämlich viel schlechter, als er es wagte, seiner Frau einzugehen, und da er in America eine wohlhabende Schwelmer besah, die ihm eine gute Stellung in Au ficht gestellt hatte, beschloß er, dorthin zu reisen. Er wagte nicht, seiner Frau die n Plan mitzutheilen, denn sie würde nie eingewilligt haben, sich von ihm so lange zu trennen, er dachte, das sei später, wenn er eine gute Stellung erhalten hatte, nach America überreden sollte. Die junge Frau hat einen reichen Pruder hier in Kopenhagen. Dieser las eines Tages den Namen seines Schwagers unter den mit der „Eibe“ untergegangenen Passagieren. „Unmöglich“ dachte er, „mein Schwager ist ja in Malmo.“ Er telegraphirte gleich an seine Schwelmer und erhalt die Antwort, daß ihr Mann sich auf einer Geschäftsreise bei de. Diese Mittheilung erregt seinen Verdacht. Dann kommt ein Brief von der Schwelmer des Kaufmanns in America, und Alles klärt sich auf. Es war sein Schwager, der sich unter den Ertrunkenen befand. Die junge, schöne Kopenhagenerin war Wittwe geworden, und sie hatte nicht einmal recht Abschied von ihrem Manne genommen; sie meinte ja, er sei nur auf ein paar Tage verreist!

Ein Roman aus der Manege. In einem Circus einer Hauptstadt und Residenzstadt befin et sich eine brünette Acterin, Namens J., deren Wiege in Serbien gestanden hat. Sie hatte die Aufmerksamkeit des Herrn A., eines Neffen des Directors, auf sich gelenkt, und da auch er nicht gleichgiltig war, entsponn sich ein Liebesverhältniß. Die heißblütige Serbin sollte aber bald aus ihren Träumen gerissen werden, denn eines schönen Tages stand ihr Geliebter als der Bräutigam seiner Cousine, des Fräuleins Mar ar the Nerz, vor ihr. Der Verrath an ihrer Liebe und die Eifersucht hatten die Künstlerin sehr aufgebracht und sie wünschte nichts schnelcher, als ihrer Nebenbuhlerin etwas anzuhängen. Dazu wählte sie einen eigenartigen Weg. Sie besuchte täglich die Kapelle einer Heilanstalt im Nordwesten der Reichshauptstadt, um ein Gottesgericht auf die Mü erin ihres Glückes herabzusprechen, und scheint denn auch wirklich damit Gehör gefunden zu haben. Eines Abends, als sie in einem Nothausgange der Manege stand, hatte sie die Genußnahme, mit eigenen Augen wahrzunehmen, wie ihre Nebenbuhlerin bei Evolutionen von dem Pferde abstürzte und blutig am Rücken verletzt hinausgetragen werden mußte.

Russischer Carneval. Man schreibt der „Frankf. Ztg.“ aus St. Peterburg vom 17. ds.: Wir sind heute bei 20 Grad Kälte n die Carnevalswoche getreten, die den sieben Wochen

dauernden „großen Fasten“ vorausgeht, und während welcher sehr guter Kasse sich mit ernstlichen Angelegenheiten befaßt, wenn er es irgendwo vermeiden kann. Man amüßirt sich — oder bildet sich jedenfalls ein, es zu thun — während der acht Tage dieser Woche, denn die Carnevalswoche hat wirklich acht und nicht sieben Tage; die beßer Gestellte veranstalten Schlittenfahrten nach den großen Restaurants auf den Inseln, wo geessen, getrunken und getanzt wird, und wo es oft recht bunt hergeht. In allen russischen Familien wird während dieser Woche ein Gastmahl nach dem andern gegeben, die Theater geben Vorstellungen sowohl Vormittags wie Abends, und die armen und ärmsten Residenzbewohner ziehen in großen Scharen nach dem Marsfeld, wo allerlei Volksbelustigungen stattfinden. Große hölzerne Gebäude sind dort aufgeführt worden, in welchen „historische Dramen“, Opern und Aergisstücke zur Aufführung kommen, jede Stunde eine Vorstellung; es giebt Schaulden und Karussells allerlei Art, Musikbahnen und Schießhallen, Tombolas und Theebäuer; unter langen, offenen Zelten wird Gebäckenes und Getrockenes in unlaublicher Menge verkauft und ein hochverehrtes Publikum umlagert immer de Tribünen, wo „der alte Mann“, eine echt russische Carnevalsfigur, Kostüme gefaßt hat und Wize reißt, welche ganz bestimmt die Präventorenur nicht passirt haben und manchmal sehr wohl im Stande sind à faire rougir un grenadier. Die Polizei und die Gendarmerie ist sehr zahlreich vertreten, findet aber fast nie Gelegenheit, einzuschreiten: Alles verläuft in größter Ordnung, ohne Gedrüll und Geschrei, ohne die ungläubliche Nothheit, die nur zu oft in den weit mehr civilisirten Ländern zum Vorschein kommt, wo die unteren Bevölkerungsschichten bei ähnlichen Gelegenheiten sich versammeln. Und so geht es de ganze lange Woche hindurch, bis die „großen Fasten“ eintreten, welche von den Reichen und Gebildeten entweder ganz unbeachtet gelassen, oder nur als ein changement fort agréable betrachtet werden, während die armen und ungebildeten Untertanen des Caren keinen wesentlichen Unterschied bemerken können — denn sie fasten ja mehr oder weniger das ganze Jahr hindurch.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Profbüren etc. angezeigt. Beschreibung nach Auswahl vorbehalten.)

— Ueber Hirschgeweihe enthalten die neuesten Hefte der illustrierten Zeitschrift „Natur und Haus“ einen ebenso anregend wie lehrreich abgefaßten Auszug aus der Feder des Herrn Dr. Saby, geschmückt mit einer Reihe vortrefflicher Abbildungen der interessantesten Geweiherformen. Besonders lehrreich ist eine Tafel, welche in mehreren Protractorplanen eine Anzahl von Geweihen, in gleichem Maßstabe nach der Natur photographirt, zeigt und dem Leser dadurch ein anschauliches Bild von den Größenverhältnissen wie der Form von Geweihen vor Augen führt. Von dem übrigen in Wort und Bild reichen Inhalte der Hefte seien hier erwähnt: Das Meerichweinehen. Von Carl Suth. — Zwei Vögel. Von W. Sprenger. — Das Aufsuchen der Himmelskörper. Von Fr. Thieme. — Grünlingvucht. Von Ed. Hüdiger. — Sprechende Vögel. Von J. von Wegel. — Die besten Zimmerpflanzen. Von C. Sprenger. — Zimmerdecorationen. Von M. Hebdöffer. — Kleine Mittheilungen. — Monatskalender. — Ganz beionders hingewiesen sei noch auf einen höchst anregenden und beherzigenswerthen Aufsatz von M. Hermann die Stellung der Frau zur Naturliebe etc.“ dessen Inhalt auch ein Stückchen praktische Sozialpolitik in sich birgt. Alle Naturfreunde seien erneut auf die vorzüglich geseichnete, bildende und anregende Zeitschrift hingewiesen. Probehefte liefert jede Buchhandlung sowie der Verlag von „Natur und Haus“ Berlin SW. 46.

— **Fürst Otto von Bismark.** Festschrift zu seinem achtzigsten Geburtstage von K. Vornhak, Berlin W. Verlag von K. Konstante u. Co. Preis 30 Pfg. Diese Festschrift giebt in knapper Form den Lebensgang Bismarks. Die Darstellung ist von echt patriotischem Giste durchweht. In festiger Zeit, wo die Liebe und Verehrung für den großen Baumeister des Deutschen Reiches in allen Gauen des Vaterlandes lebendig ist, wo man sich von allen Seiten rüht, den 80. Geburtstag des Eisernen Kanzlers festlich zu begehen, wird man mit Freuden zu diesem, den echten Volkston treffenden Werkchen greifen. Es führt in großen Zügen der Mitz und Nachwelt die gewaltige Größe der Weltgeschichte vor Augen, die durch Bismark abgeschlossen ist. vier Schulen und Vereine, aber auch für Haus und Familie ist das Büchelchen, dem weiteste Verbreitung schon durch den billigen Preis gesichert ist, wo geschaff n.

— **Chrosic Scham!** tit der Titel eines in Verlage des Bibliographischen Bureaus in Berlin erscheinenden modernen Sittenromans, dessen Verfasser — oder sollte es eine Dame sein? — es vorgezogen hat, sich in den Schleier der Anonymität zu hüllen. Wir ziehen uns hinsichtlich dieses Buches der „Poit“ an, welche darüber schreibt: „Das Problem, das in diesem Romane behandelt wird, ist so überaus bedenklich, so abstoßend und widerwärtig, daß wir es nicht einmal anzuwenden wagen. Im Uebrigen ist die Darstellung so wenig bedeutend, stellenweise auch so unbeholfen, daß die Verbindung des Stoffes nicht einmal durch ein gewisses Maß von künstlerischer Kraft gerechtfertigt wird.“